

Die

Samilie Dilthey.

*Veröffentlichung aus der
Kasseler Jahrgang 1906
Herausgegeben von
Carl Schindler.*



44

8703

Wiesbaden.
Druck von P. Plaum.

Laura Koepp.

Die
Familie Dilthey.



Allen ihren Mitgliedern zugeeignet.



Wiesbaden.
Druck von P. Planm.

44/8783

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Fra. u. furt. Main

Es ist mir Bedürfnis, an dieser Stelle, allen denen zu danken, die durch ihr freundliches Entgegenkommen meine zum Teil recht mühsame Arbeit erleichtert haben. Außer den nächst beteiligten Familiengliedern danke ich Herrn Bauinspektor Baur in Kolberg und Herrn Dr. Max Winkel in Bregenz für freundliche Übersendung alter Familienbriefe. Ich danke den Herren F. S. Hofmann und Wilhelm Müdert in Herborn, die mir in liebenswürdigster Weise die noch ungehobenen Schätze des Herborner Museums zugänglich gemacht haben, sowie den Herren Karl Dönges, Konservator des Hist. Vereins zu Dillenburg, Pfarrer Dreßler zu Diez a. L., Pfarrer Dr. Gerbert zu Wieblich a. Rh. und Pfarrer Gail zu Eisenroth. Ich danke Herrn und Frau Otto Dilthey zu Meydt, die durch ihre Mitteilungen es mir zur Gewißheit gemacht haben, daß die Stammbäume im sechzehnten Jahrhundert zusammenlaufen; ich danke Herrn Gymnasialdirektor Mangold in Darmstadt für einige Notizen über einen seiner Vorgänger im Amte, Karl Dilthey, wenn ich auch leider keinen Zusammenhang mit diesem Namensvetter habe finden können. Ich danke der Frau Gräfin Hardenberg, geb. Dilthey in Wernigerode, und ich danke endlich dem eifrigen Erforscher Diltheyscher Familienstammbäume, Herrn Hofprediger Dilthey in Weimar, mit dem eine Verwandtschaft nachzuweisen, mir nicht gelungen ist, so gern ich mir auch dadurch das Anrecht auf ein Lorbeerblatt aus dem Ruhmeskranze von Göttingens preisgekrönter Dichterin, Polygene Christine Dilthey, erworben hätte.

Friedenau, im April 1906.

Die Verfasserin.

Wenn es für ein Einzelind ein erhebendes Gefühl ist, sich selbständig durch die Welt geschlagen zu haben, so hat doch das Bewußtsein, einem edlen Stamm waderer Vorfahren entsprossen zu sein, einen höheren Wert in dem Maße, als dankbare Pietät das kühle Selbstgefühl, niemand als sich selbst für sein Leben verpflichtet zu sein, an wärmenber und beglückender Kraft überwiegt.

(Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Denkmäler.)

In der Berliner Sezession war im letzten Sommer ein Werk von Reinhold Lepsius ausgestellt, ein Porträt des greisen Gelehrten Wilhelm Dilthey. — Es ist Reinhold Lepsius gelungen, die geistreichen Züge in voller Lebendigkeit darzustellen. Und doch sind es nicht die Züge allein, die uns fesseln. Auch in die leicht auf dem Knie ruhende Hand hat der Künstler etwas gelegt, das fast denen Recht zu geben scheint, die in der Hand den Ausdruck der Seele sehen wollen.

In unseren Kindertagen hat uns die Hand auf dem Bilde eines Urahns sehr viel zu schaffen gemacht, die feine, durchgeistigte, weiße Hand. Den Zimmensee hatten wir glücklicherweise noch nicht gelesen; wir hätten sonst wohl dem Ahnherrn schlaflose Nächte und ein krankes Herz angebüßt. — Von schlaflosen Nächten des Eisemrother Pfarrherrn ist keine Kunde auf die Nachwelt gekommen, und auch das Herz des Enkels schlägt gesund in der zweiundsiebzigjährigen Brust. Aber die Hand des Ahnherrn, die fast noch mehr als Wilhelm sein

jüngerer Bruder Karl geerbt, sie deutet auf ein fein entwickeltes Seelenleben des Trägers, bei Karl allerdings gesteigert zu einer empfindlichen Nervosität, wie sie in der Westerwälder Luft des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht gedeihen konnte. — Und die Hand, sie weist vom Enkel hinauf zum Urahn, und weiter in rückwärts schauender Geschichte zu einer langen Reihe von Vorfahren, von denen wir freilich wenig wissen von der Tiefe ihres Denkens, aber doch immerhin soviel, daß sie zu den Gebildeten und Gelehrten ihrer Zeit gehörten.

1. Johannes Dilthey um 1571.

Die erste Spur, die wir schwarz auf weiß oder vielmehr grau auf gelb — denn verbläßt ist die Tinte und vergilbt ist das Blatt — verfolgen können, führt uns etwas vor 1571 zu Johannes Dilthey, Bürger zu Siegen, von dem gesagt wird, daß bereits seine Vorfahren belehnt waren mit dem halben Teil des ganzen Zehnten zu Nelsdorf in der Küstermark in dem Fürstentum Siegen, und daß er selbst den anderen Teil dieses Zehnten mit Bewilligung Wilhelms, Grafen von Sayn-Wittgenstein, dem Vater Ludwigs des Älteren, als Lehnsheerrn von einem namens Jost Heimbach kaufte und also für sich den ganzen gräflichen Zehnten als Lehen inne hatte. Da nach damaliger Sitte die Lehnsheerrn ihren Beamten gewissermaßen die Besoldung in einem solchen Lehen zahlten, so dürfen wir annehmen, daß Johannes Dilthey ein Beamter des Grafen von Wittgenstein war.

2. Hermann Dilthey und seine Brüder (nach 1571).

Von Johannes' Söhnen, Hermann, Johann und Christian, wissen wir dann nicht viel mehr, als daß sie 1571 noch lebten. Daß von Johann oder Christian der Zweig der Diltheys abstammt, dessen Glieder in ausgedehnten Familien am Niederrhein als bedeutende Großindustrielle leben, der Zweig, dem auch die Müdesheimer Diltheys angehören, dürfen

wir als gewiß annehmen; aber noch fehlt ein Glied in der Kette um uns zu sagen, von welchem der beiden sie sich herleiten.

3. Johannes Dilthey um 1637.

Von Hermanns Sohn, Johannes, ist dann bestimmt nachgewiesen, daß er 1637 nassauischer Rentmeister zu Sildchenbach war, und wir finden von da ab wechselsweise die Söhne und Enkel bald in wittgensteinischen, bald in nassauischen Diensten.

4. Philipp Dilthey von 1620 (?) bis 1690.

Johannes' zweiter Sohn, Philipp, stand von 1650 bis 1660 als Rat und Sekretär in Wittgenstein, kam 1660 als Stadtschultheiß nach Herborn, als Nachfolger seines Schwiegervaters, Eberwein Koch, dessen älteste Tochter, Marie Christine, er 1649 geheiratet hatte. Er ist der erste gewesen, welcher den Titel und Charakter eines Oberschultheißes und zugleich Nassauischen Rates geführt hat, in welcher Würde er schon am 4. November 1660 vorkommt. In einem Stadtprotokoll vom 2. August 1688 wird er sogar Geheimer Rat genannt. Er starb 1690, nachdem ihm seine Gattin schon fünf Jahre früher vorausgegangen war. In seinen Ruhestunden oder vielleicht auch nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten lag er der Dichtkunst ob; wenigstens erzählt Steubing in seiner Topographie von Herborn von Gedächtnen auf den Tod der beiden Prinzen Georg Ludwig und Friedrich Heinrich zu Nassau-Dillenburg. Wir sind die Gedichte leider nicht zu Gesicht gekommen.

5. Johann Eberwein Dilthey und seine Brüder. 1721.

Philipp's poetische Ader mitsamt der treuen Anhänglichkeit und Verehrung für das Nassauische Fürstenthaus vererbte sich auf Sohn und Enkel, Johann Eberwein und Johann Philipp, von denen uns lateinische Carmina erhalten sind auf den Tod der

lieblichen siebzehnjährigen Prinzessin Elisabeth Charlotte von Nassau, deren frühes Hinscheiden von allen Untertanen beklagt wird, die in Liedern besungen wird, als die schönste Zier und Perle der Fürstinnen, deren Jugendkranz vollkommen war, und deren frohes Wesen und holde Geberden, deren Aufrichtigkeit und Wahrheit in Werken und Worten von den damaligen Kanzelrednern gefeiert wird:

Lugete cuncti Nassoviae incolae!
 Plorate multum! Dicitis lugubre,
 Sed quale nunquam dixistis ante,
 Principe demoriente tanta
 Carmen. Profecto nil nisi tristia
 Responsat aether: nil nisi flebile,
 Per saxa, montes, sylvas et undas
 Finitimis sonat aura campis. . . .

Johann Eberwein starb zu Ende des Jahres 1721 zu Dillenburg als Geheimrat, Kanzleidirektor und Oberkonsistorialrat. Von seinen Brüdern wird uns gemeldet, daß Ludwig Christian, der älteste, 1673 zu Herborn studierte, dann zu Genf, schließlich zu Heidelberg, wo er 1682 pro licentia juridica disputierte. Hierauf ging er als Sekretär in gräflich isenburgische Dienste, nahm 1686 zu Heidelberg den Grad an und war noch in diesem Jahr der erste ordentliche juristische Professor am „illustren Gymnasium“ zu Hanau, auch Advocatus fisci, hielt am 22. April daselbst seine Antrittsrede und ließ verschiedene, ihm wegen seines erhaltenen Doktorats zugekommene Gratulationen unter dem Titel Purpura doctoralis drucken, scheint also nicht frei von Eitelkeit gewesen zu sein. Im Jahre 1691 ging er als Rat und Oberschultheiß in seines Vaters Stelle nach Herborn, starb aber schon nach wenigen Monaten, am 17. September 1691.

Der jüngste Bruder, Gottfried Heinrich, studierte 1682 zu Herborn, wurde daselbst Klassenpräzeptor und starb 1712 als Pfarrer zu Weidenhausen im Wittgensteinschen. Ein anderer Bruder, Johann Friedrich, trat als Leutnant in savoysische Dienste, war 1705 Hauptmann unter dem Prinzen Ludwig

Heinrich und scheint, wie die beiden Vorgenannten, ohne Erben verstorben zu sein. Am meisten von sich reden machte der mittlere Bruder, Philipp Jakob, Prediger zu Saiger, von dem die Chronik berichtet: „Er hatte eigene Lieblingsmeinungen, woran er fest hing und deshalb von seinen Zeitgenossen für einen Kezer gehalten wurde.“¹⁾ Man verbrannte ihn zwar nicht, entsetzte ihn jedoch seines Dienstes. Zum Glück hatte er Vermögen, daß er mit den Seinigen, deren viele waren, keinen Mangel zu leiden brauchte.“ In Goebels Geschichte des christlichen Lebens in der Rheinisch-Westfälischen Kirche und in Sachsens Ursprung und Wesen des Pietismus wird er wiederholt erwähnt. Er ging unter die Separatisten, hielt sich aber augenscheinlich fern von deren ausschweifendem Leben, das seinen Gipfelpunkt erreichte in dem unmässigen Wandel der berückichtigten Eva von Buttkar, der Dilthey gelegentlich einmal gründlich den Kopf lief. Er soll als Einsiedler gelebt haben und starb nach 1702 zu Schieferstein.

Von Philipp Jakob und Ludwig Heinrich ab zieht wie ein Leitmotiv, wie ein roter Faden durch die Geschichte des Geschlechts die Theologie. Sie, die Philipp Jakob im siebzehnten Jahrhundert trotz Weib und Kind zum pietistischen Eremiten werden läßt, macht im zwanzigsten dem Philosophen Wilhelm, den Biographen Schleiermachers, im Jahre der Jubelfeier Pauts zum Ehrendoktor der Universität Königsberg.

6. Philipp Dilthey und seine Brüder. 1775.

Johann Eberweins ältester Sohn, Philipp, um wieder zur Hauptlinie zurückzukehren, war 1722 Doctor iuris und nassau-dillenburgischer Regierungs- und Oberkonsistorialrat. Er vermählte sich 1719 mit Anna Christina, Tochter des Hofpredigers und Konsistorialrates Johann Heinrich Kraßdorff zu Dillenburg.

¹⁾ Er verwarf unter anderem die Kindertaufe.

Auf dem Friedhofe zu Gohm bei Wallenstedt steht noch heute auf einem Grabsteine zu lesen:

D. O. M. S.

Siehe still

Mein Wandersmann bei dieser Gruft,
Denn diese lehret Dich, daß auch Lehrer, deren Ruhm
unsterblich ist, dem klagen Tode zur Beute werden; du
findest ein Beispiel an einen aufrichtigen und in
dem Hause Gottes getreuen Knechte des Herrn, den
wehl. Hoch Ehrwürdigen und Hochgelahrten.
Herrn RUDOLPH ERNST DILTEJ
der hiesigen gemeind — verordten Kreuzlehrgig
gewesenen Oberprediger und Seelsorger, welcher
Ao. 1698 d. 29. Aug. in Nassau Dillenburg
geboren, auf denen berühmten Musen-Sitzen
von Teutsch und Holland den Grund der
Theologischen wissen schafften gelegt und wegen
seiner Rühmlichen Studien erst zum Hochfürstl.
Schaumburg. Hoff und endl. zum hiesigen
Oberprediger beruffen worden. Er ver Hei
rathete sich Ao 1.7.3.0. d. 16. May mit
Juzr. SOPHIA ELISABETH BRUMSTRY
wehl. G. W. C. H. Brumstrys Chel. hinter
lassen 2. Juzr. Tochter, zeugte mit Jhr 3
Söhne und 2 Töchter, wovon 2 bereits
das zeitliche gesegnet, Er starb an einer
febricitischen Maladie d. 29. (. . .) No. 178 (9?).

Das war Johann Philipps einer Bruder, wäh-
rend der jüngste, Maximilian, 1722 bereits den me-
dizinischen Doktor gemacht hatte und 1724 nassau-
dillenburgischer Stadt- und Landphysikus wurde.
Er war dann zweimal von 1736 bis 1737 und 1744
bis 1745 Rektor der Herborner Hochschule, und
starb mit Hinterlassung von zwei Söhnen und eini-
ger medizinischer Schriften. Diese beiden Söhne,
Noß und Jakob Christian, haben keine Erben hinter-
lassen. Ob von den Nachkommen Rudolf Ernsts
noch welche leben, wissen wir nicht; vielleicht wird
dieses Blatt ihnen ein Gruß und ein Anlaß, ergän-
zend aufzuzeichnen, was uns fehlt.

7. Maximilian Dilthey

1725 bis 1779 und seine Brüder.

Johann Philipps ältester Sohn, Oberwein, war
fürstlich nassauischer Rat der Justizkanzlei zu Dillen-

burg und starb ohne männlichen Erben; die Tochter
Christina Johannette vermählte sich mit dem Kam-
merrat F. W. Hofmann und wurde durch ihre Toch-
ter die Großmutter des bekannten Obermedizinal-
rates Haas in Wiesbaden (Vater von Frau Finanz-
rat von Heemskerck und Frau General Schneider).
Auch erinnere ich mich, daß einer ihrer Onkel, ein
kleiner alter Herr, zur großen Entrüstung von uns
Kindern einmal auf offener Wilhelmstraße meiner
Mutter um den Hals fiel und sich dann als Vetter
Hofmann (vermutlich Postdirektor?) zu erkennen
gab.

Johann Philipps vier andere Söhne studierten
Theologie. Von dem gleichnamigen Johann Phi-
lipp (von Maximilian ist weiter unten die Rede) ist
uns nur die Kunde erhalten, daß er Stiftsprediger
zu Keppel im Fürstentum Siegen war. Hein-
rich war zweiter Pfarrer zu Dillenburg, kam dann
nach Niederdresselndorf, wo er auch starb. Er scheint
unvermählt gewesen zu sein, da gelegentlich nur
seine Haushälterin, Marie Katharine Meinhard,
erwähnt wird, die achtzehn Jahre lang in seinen
Diensten stand, was also auch damals schon der Auf-
zeichnung wert erachtet wurde. Der jüngste Bru-
der, Philipp Samuel, stand als Prediger zu Uf-
ingen und war gleichfalls Junggeselle. Und so liefert
die Geschichte des Hauses Dilthey durchaus nicht den
Beweis, daß in früheren Zeiten mehr geheiratet
worden sei als heute. Wir haben hier sehr viel
Junggesellen zu verzeichnen, allerdings keine un-
verheirateten Frauen, es sei denn, daß der Stamm-
baum die alten Jungfern als wertlos für die Nach-
welt, ich halte das für mehr als wahrscheinlich, ein-
fach, unterschlagen hat.

Johann Philipps zweiter Sohn M a x i m i l i a n,
eben jener Vorfahre mit der interessanten weißen
Sand, war geboren 1725. Nach beendeten Stu-
dien wurde er Feldprediger unter dem Regiment
Oranien-Nassau in Holland, kam 1750 nach Wal-
lersbach, 1769 nach Eisenroth, wo er 1779 starb.

Er war vermählt mit Wilhelmine Henriette Mangerin, einer Tochter des Pfarrers Manger zu Burbach. Sie hat auch für die späteren Generationen eine besondere Bedeutung, nicht als des ehrfamen Westerwälder Pfarrherrn züchtige Hausfrau, nicht als seine trauernde Witwe, die treue Mutter seiner Kinder, die sie ohne Zweifel gewesen ist, sondern hauptsächlich als eines ehrwürdigen Pfarrers Möllers liebwerte Waise. Besagter Pfarrer Möller, der Sohn einer geborenen Tillemann, deren Schwester die Gattin des Pfarrers Manger war, lebte in kinderloser Ehe mit einer Hermannin und begründete das sogenannte Pfarrer Möllersche Familienstipendium, das auch den Kindern und Enkeln der Mangerischen Familie zugute kam. Das einzelne Stipendium ist wohl nie so bedeutend gewesen, daß es ein Familienglied hätte zum Studium veranlassen können, auch damals, als die Aspiranten noch nicht so zahlreich und weit verzweigt waren; aber, es war immer, namentlich den Müttern und Vätern, eine willkommenene Gabe und gerade groß genug, das Andenken des kinderlosen Veters wach zu erhalten. Ich bin ihm jedenfalls sehr dankbar, denn ich behaupte, daß dies Vermächtnis des seligen Möller meine Arbeit wesentlich erleichtert hat. Denn da einmal die Diltheys des 19. Jahrhunderts ihre Abstammung von Maximilian und seiner Gattin, geborenen Mangerin, mit glaubwürdigen Dokumenten belegen mußten, hat's wohl den einen oder anderen geküsstet, seinen Stammbaum noch etwas weiter hinauf zu verfolgen, und er ist dann schließlich an Johannes Dilthey, Bürger zu Siegen, geraten.

8. Samuel Dilthey
1770 bis 1832 und seine Geschwister.

Die Ehe Maximilians war mit Kindern reich gesegnet. Die Töchter, um diese vorweg zu nehmen, waren vermählt, die eine, Auguste Henriette, mit dem Kaufmann Wilhelm Heinrich Mückert zu Gerborn, die jüngere, Christine, mit dem Pfarrer

Schütz, ebenfalls zu Gerborn. Der älteste Sohn, Wilhelm Heinrich, studierte zu Gerborn Theologie, ward 1779 Kandidat und Präzeptor an der fünften Klasse daselbst und starb 1782; der zweite, Philipp Maximilian, war Rentmeister des Stiftes Dietkirchen zu Sadamar. Ihm haben die Wirren der Napoleonischen Herrschaft viel zu schaffen gemacht. Von ihm ist uns eine Eingabe an Seine Majestät den König von Holland erhalten, worin er um Nachzahlung des ihm unter napoleonischer Herrschaft von 1810 bis 1814 vorenthaltenen Gehaltes bittet. Das Gesuch soll nicht abgegangen sein. Ob die Nachzahlung trotzdem stattgefunden hat, erhellt nicht aus den mir vorliegenden Akten. Aber mit oder ohne diese 2787 Gulden 30 Kreuzer ist er als Erbkrank gestorben; zum mindesten hat jedes von Samuels Kindern — es kamen auch noch andere Messen und Nichten in Betracht — einüige Hundert Gulden oder etwas mehr erhalten, wie aus einem noch vorhandenen Teilzettel der Sophie Wirths, geb. Dilthey hervorgeht. Bei Philipp Maximilian ist auch die geborene Mangerin selig entschlafen. Der jüngste Sohn, Johann Eberwein, lebte als Amtmann zu Burbach. Von seinen Söhnen sind zwei, Eberwein und Friedrich, unvermählt geblieben, der älteste, Karl, starb ohne männlichen Erben; von den Töchtern Johann Eberweins heiratete die eine, Henriette, einen Kaufmann Goutermann zu Köln, die andere, Auguste, den Gerbereibesitzer Christian Jüngst zu Gerborn.

Der mittlere Sohn Maximilians, Samuel -- für uns der wichtigste -- wurde geboren am 22. Juni 1770 zu Eifenroth. Er besuchte die Klassen zu Gerborn und von 1788 die Hohe Schule daselbst, wurde 1791 Vikar bei seinem mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Manger zu Mengerskirchen, und nach dessen Tod bei dem Bruder seines Vaters, dem reformierten Hofprediger Philipp Samuel Dilthey zu Ussingen. Als dieser verstorben war, folgte er dem Rufe zur dritten Pfarrstelle in Dillenburg, wo er am 9. November 1800 präsentiert wurde.

Von Dillenburg kam Samuel Dilthey als zweiter Stadtpfarrer und zugleich als Hofprediger zu Dranienstein nach Diez und wurde als ersterer mit einem Chelius, als drittem Pfarrer, zusammen installiert am 22. September 1805, und zwar durch Steubing, nachdem er eine Predigt über Matth. 10. 14 gehalten hatte. Schon 1801 hatte er sich verheiratet mit der Tochter des Pfarrers Friedrich Winkel zu Oberneifen. Karoline Winkel hatte eine umfassendere Bildung und einen weiteren Horizont, als er gemeinhin zu damaliger Zeit einfachen Pfarrerstöchtern eigen zu sein pflegte. Hatte sie doch ihre Kindheit und Jugend in Erlangen, wohin ihr Vater an die reformierte Gemeinde gerufen worden war, verlebt, im hauptsächlichsten Verkehr mit hochgebildeten französischen Emigrantenfamilien, wovon noch in späteren Jahren ihr gewandtes Französisch Zeugnis ablegte. Jedenfalls hat es die Urenkelin als unmündiges Kind in scheue Bewunderung versetzt, als die Sechszundachtzigjährige durch den Besuch einer jungen Französin aus dem Mittagschlaf aufgeföhrt, sich sofort der Situation anpaßte und im fließendsten Französisch die Unterhaltung führte, während die dabei sitzenden Enkelinnen mit großer Mühe nach den notwendigsten Ausdrücken rangen; ja, fast könnte es scheinen, als ob die deutsche Frau etwas von französischem Esprit eingefogen habe. Auch für die Politik und alles, was in der Welt vor sich ging, bekundete die Großmutter, wie sie im ganzen Verwandten- und Freundeskreise, ja, sogar von den Soldaten ihres die Festung Marksburg kommandierenden Schwiegersohnes genannt wurde, ein lebhaftes Interesse, ein Interesse — psychologisch ist diese Tatsache sehr bedeutsam —, das datierte aus der Zeit, da sie als sechsjähriges Kind einem erblindeten Major in Erlangen die Zeitung vorlesen mußte.

Gleich den Diltheys hatten auch die Windels seit Jahrhunderten bald in wittgensteinischen, bald in nassauischen Diensten gestanden. Als Schüler

und Lehrer der Herborner Hochschule begegnen und grüßen sie sich mit den Diltheys, ja sogar als Dichter treten sie in Konkurrenz. Wenn Johann Eberwein und Johann Philipp Dilthey die frühentfälfene Prinzessin Elisabeth Charlotte in lateinischen Strophen verherrlichten, so hat Johann Winkel, Karolines Großvater, sie in deutschen Versen besungen, die, geschrieben in der schwülstigen Sprache der damaligen Zeit, uns heute fast so unverständlich klingen wie die lateinischen. Eine innige Liebe verknüpfte die Gattin Samuel Diltheys mit ihrem einzigen Bruder Ludwig, dem Leibarzt des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, und heute noch verbinden ihre Nachkommen freundschaftliche Beziehungen mit dessen Enkeln, deren bedeutendster der bekannte Gynäkologe und Hochschullehrer Franz von Winkel in München ist.

Im Jahre 1818 wurde Samuel Dilthey an Stelle Steubings erster Pfarrer in Diez. Aus demselben Jahre ist uns ein vertrauliches Schreiben der obersten Kirchenbehörde erhalten, worin ihm auch die erste Pfarrei in Dillenburg angeboten wurde. Er aber zog Diez vor, trotzdem er dort Zeit seines Lebens zwar die Funktionen des ersten Pfarrers auszuüben hatte, aber nur die Besoldung des zweiten bezog, während die erste Steubing als Pension zufiel und nach dessen Tode ganz aus dem Etat verschwand, was noch bis in die neueste Zeit die jeweiligen Inhaber dieser Stelle schmerzlich empfanden. Als ein wenn auch fägliches Äquivalent blies ihm allerdings die Besoldung als Draniensteiner Hofprediger, trotzdem diese Stelle nach dem Tode Wilhelms V., des Unbergeßlichen, wie er bei den Diezern hieß, zur eigentlichen Sinikure geworden war.

9. Maximilian Dilthey

1804 bis 1867 und seine Geschwister.

Die Ehe Samuel Diltheys und Karoline Win-

dels war mit einer ganzen Reihe von Kindern gesegnet. Die älteste Tochter Sophie — ein ihr vorausgegangener Sohn ist schon als zweijähriges Kind gestorben — wurde 1803 zu Dillenburg geboren. Sie vermählte sich mit dem tapferen Waterloo-Kämpfer Louis Wirths (s. „Rassovia“ vom 15. Juni 1905). Die zweite, Karoline, lebte in kurzer, aber sehr glücklicher Ehe mit dem Kaufmann Friedrich Nückert in Herborn. (Durch ihre Tochter, Karoline, die Gattin des praktischen Arztes Ferdinand Koepf zu Wieblich a. Rh., ist die Verfasserin dieses Aufsatzes dem Stamme der Diltheys verwandt.) Eine dritte, Henriette, starb als Kind. Auch der jüngste Sohn, Friedrich, geboren 1818 zu Diez, wurde in der Blüte seiner Jahre dahingerafft. Er hatte als strebsamer Kaufmann den glühenden Wunsch gehegt, nach Paris zu gehen. Aber die Mutter wollte ihr Nesthäkchen nicht dorthin lassen, weniger vielleicht, weil sie die Gefahren des Seinebabel für ihren Liebling fürchtete, als, weil sie ihn — hier zeigt sich der mütterliche Egoismus — nicht so entfernt von sich wissen wollte, wie sie denn auch überhaupt immer bei jedem Abschied von ihren Kindern fast bezweifeln wollte, selbst wenn es nur die Entfernung zwischen Wieblich und Nildesheim galt. Friedrich ging nach Köln, machte eines Sonntags eine lustige Ausfahrt mit ein paar übermühten Freunden, deren einer selbst kutschierte und das Fuhrwerk umwarf, wobei Friedrich so unglücklich stürzte, daß er nach ganz kurzer Zeit verschied. Er liegt zu Wensberg, in dessen Nähe die Unglücksstätte war, begraben.

Der mittlere Sohn Samuels, Wilhelm, wurde der ältesten Familientradition folgend, Jurist, studierte zu Gießen und Göttingen, und war dann in Hochheim, Höchst, Montabaur, Dagenschwalbach, wieder Höchst, Nildesheim, Wallmerod und Hadamar tätig. Er wurde zum zweitenmale nach Höchst geschickt, weil man ihn für besonders geeignet hielt, in diesem Amte, wo 1848 sich außerordentlich besorgniserregende Zustände eingeschlichen hatten, die

Ordnung wieder herzustellen. Er selbst schreibt darüber an seinen Schwiegervater:

„Beispiele arger Anarchie zeigten sich allerorten. Kein Amt ist, wie man sagt, mehr in dieser Beziehung gesunken, als mein liebes Höchst. Eine gräßliche Zerschmetterung soll sich dort ereignet haben, eine vollständige Vernichtung aller gesetzlichen Autorität. Die Beamten unter sich uneinig, der Wille des Volkes durch ein sog. Sicherheitskomitee repräsentiert, das sich sogar eine exekutive Gewalt beilegt. Ein Regierungskommissar prüfte den Zustand an Ort und Stelle, sein Gutachten soll sehr traurige Spezialitäten enthalten. Eine anderweitige Besetzung der Beamtenstellen wird für durchaus nötig gehalten. Das einstimmige Gutachten der Regierung, des Ministers greift mich unter der großen Zahl heraus, wie mir der Herzog in einer sehr langen Audienz sagt, weil man mich für einen sehr rechtlichen und dabei energischen Beamten halte.

„Ich übergebe Ihnen das wichtigste Amt meines Landes, doppelt wichtig in der jetzigen Zeit als Grenzamt, ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, daß es gelingt, dort wieder Ordnung und Geseßlichkeit herzustellen; gehen Sie mit Gott!“ Ich war sehr lange bei ihm, und die Unterredung mit ihm in der jetzigen Zeit wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Werde ich aber dieses Vertrauen rechtfertigen können! Finde ich nicht vielleicht dort bei dem besten Willen mein politisches Grab? Man hat mir vielfach abgeraten, ich solle die Stelle ausschlagen! Wie konnte ich das. Soll man mich der Feigheit beschuldigen. Wir leben ja in einer Zeit des ewigen Kampfes; so wenig wie der Soldat zurückbleiben kann, wenn der Feind die Grenzen des Vaterlandes bedroht, so wenig darf der Beamte zurückschrecken vor einer geschlossenen Bande.

Ich gehe hin mit einem Herzen voll des redlichsten Willens, zu dem Gelingen muß dann Gott seinen Segen geben. — Das Schlimmste ist, daß die Bessergesinnten sich ganz neutral verhalten, nirgends ein energisches Zusammenhalten.“

Später hat man den Dank für die geleisteten Dienste etwas vergessen, und als der treue Beamte und gute Protestant an höchster Stelle gegen die Zustände des Regiments Werren protestierte, wurde er veretzt; wenigstens hat er selbst seine Stelle in Hadamar als eine Art Verbannung angesehen, wenn es ihm auch dort gelang, inmitten einer ganz katholischen Bevölkerung eine segensreiche Wirksamkeit zu

entfalten. Er starb nach längerem Leiden 1862 zu Wiesbaden.

Wilhelm Dilthey war verheiratet mit seiner Roufine Franziska Winkel aus Verleburg. Seine einzige Tochter Luise wirkte jahrelang als Lehrerin an der Höheren Mädchenschule zu Wiesbaden und starb, nachdem sie kurze Zeit vorher ihrer Gesundheit wegen hatte pensioniert werden müssen, 1886 in Torgau, wo ihr Bruder Max noch heute als Amtsgerichtsrat tätig ist; ein jüngerer Bruder, Alwin, war schon zwanzig Jahre früher gestorben. Auch Max Dilthey, der mit Julie Waldschmidt verheiratet ist, hat seinen einzigen Sohn in der Blüte der Jahre sterben sehen; dafür ist ihm Ersatz geworden im Schwiegersohn, Hans Stadthagen, der die gleiche Würde wie die Vorfahren des 17. Jahrhunderts bekleidet; nur, daß er sich nicht Stadtschultheiß, sondern Bürgermeister von Schwiebus nennt. Zwei blühende Enkelöhne sind die Freude der Großeltern.

Magimilian Dilthey, Samuels ältester Sohn, wurde geboren zu Dillenburg am 4. Juni 1804. Schon ein Jahr nach der Geburt dieses Sohnes kam der Vater nach Diez. Aber vielleicht hat die alte oranische Bergfeste, die doch auch die Geburtsstätte des großen Oraniers war, dem Sohne jene tiefe Verehrung für Wilhelm den Schweizer mitgegeben, jene Verehrung, die er später dem jungen Sproß des nassauischen Geschlechtes, seinem Schüler, dem Erbprinzen Adolf, einzupflanzen versuchte, als der erlauchte Vater, Herzog Wilhelm, der Stunde bewohnte und erregt aufspringend meinte: „Und er war doch ein Revolutionär.“

Magimilian Dilthey besuchte zuerst die Schule zu Diez, dann das Gymnasium zu Weilburg, um später in Halle und Marburg Theologie zu studieren. Während der Vorbereitung auf das Staatsexamen war er auf der Schaumburg als Hauslehrer der Bantenkinder tätig, dann als Vikar des

Pfarrers Fischer¹⁾ in Merzhausen. Zu Ende der zwanziger Jahre wurde er nach Wiebrich berufen als Kaplan und Lehrer der herzoglichen Kinder. 1837 trat er an die Stelle des Pfarrerrates Handel als erster Pfarrer. Fast vierzig Jahre lang hat er als Lehrer und Seelsorger in seiner Gemeinde gewirkt. Dilthey war kein Mann des starren Dogmenzaubens, so wenig wie der Vater Samuel, der am 26. Juni 1823 dem Sohne schreiben konnte:

„Du sprichst in Deinem Briefe von beunruhigenden Zweifeln. Laß Dich das nicht befremden. Welcher denkende Kopf wäre ohne Zweifel durchs Leben und ohne schwere Zweifel durch die Dogmatik gegangen? Sie sind an sich wohlthätig und führen zur Wahrheit. Und finden sie in fortgesetztem Nachdenken nicht ihr Grab, so betrachte nur das, was sie betreffen, als etwas Außerwesentliches und laß es ganz auf seinem Werth oder Unwerth ruhen, ohne weiter darüber zu grübeln oder abzusprechen. In dem, was dem gesunden Menschenverstand einleuchtet, (hier sind ein paar Worte unleserlich) an dem Herrn, an Gottes Vorsehung, an der Unsterblichkeit halte nur fest, und das ist ja doch wohl keine schwere Aufgabe. Vielleicht ist Herr A. (des Sohnes Lehrer in Halle) noch ein strenger Orthodoxer, was ich nie war und nie sein werde. — Laß ihm seinen Glauben und suche nur Beruhigung und Festigkeit in dem Deinigen, was so leicht ist, wenn man nur von richtigen Grundsätzen ausgeht und den Kern von der Schale zu sondern weiß“

Max Dilthey gehörte der rationalistischen Schule an. Als warmer Naturfreund ahnte er die Nähe der Gottheit in der Natur und bewunderte den Schöpfer in seinen Werken. Und wie einst der junge Kandidat der Gottesgelahrtheit in seiner stillen Studierstube auf der Schaumburg sich mit allerhand lobendem Getier umgab, so wußte er später der Enkelin und seinem fürstlichen Schüler, dem heutigen Großherzog von Luxemburg, den er bekanntlich in Religion und Naturkunde unterrichtete, die Allmacht Gottes nahe zu bringen, indem er sie lehrte, zu achten auf Blumen und Sträucher, auf die Stimm-

¹⁾ Die Wiebricher Chronik des Herrn Konsistorialrat Wilhelmi nennt ihn Müll.

men der Bögel in den Zweigen der hundertjährigen Bäume des Diebrücker Schloßparks. Fern lag ihm die pietistische Weltflucht jenes oben erwähnten Philipp Jakob. Er war ein Freund heiterer Geselligkeit und fühlte sich zuhause auf dem Parkett des Hofes; er nahm in seiner Jugend gern teil an den Freuden der Jagd. Als guter Reiter liebte er auch noch in späteren Jahren einen fröhlichen Mitt, wenn auch nicht auf eigenem Rosse, so doch auf dem, manchem alten Diebrücker noch bekanntem Rotschimmel des Herrn J. A. Lembach.

Als Kanzelredner und mehr noch als Gelegenheitsredner erfreute er sich großer Beliebtheit und wußte immer das rechte Wort zu finden.²⁾ Seine ehemalige Schülerin, die feingebildete, edle Fürstin Marie zu Wied, verehrte in ihm nicht nur den einstigen Lehrer, den sie gern wieder zur Vollendung des von ihr selbst geleiteten Konfirmationsunterrichtes ihrer Tochter Elisabeth herbeirief, auch als Freund und Seelsorger stand er der von schwerem Schicksal heimgesuchten hohen Frau besonders nahe. — Aber auch der Mund der armen Butter-Christiane, alias Christiane Reisenberger, in Mosbach, wurde beredt, wenn sie ihren Kunden zu erzählen wußte von seiner Predigt über die Selbstbeherrschung, die Selbstverleugnung und die Selbsterkenntnis oder wenn sie eines seiner selbstverfaßten Gebete auffagte. Und doch! wenn heute der Sohn meint, es sei schade, daß der Vater nicht eine andere Laufbahn eingeschlagen, aus ihm wäre ein großer Historiker und weitschauender Politiker geworden, dann kann auch ich mir den Träger des feinen Diplomatenkopfes mit den geistvollen Zügen fast leichter auf dem akademischen Lehrstuhl und auf der

²⁾ Leider sind nur wenige seiner Predigten gedruckt worden; unter anderem: Der brave Soldat, Predigt, gehalten im Feldlager zu Höchst, als sich Ende der fünfziger Jahre die Kriegsvölker sammelten; ferner die Rede auf die Herzogin Pauline zu Nassau und auf den im Duell gefallenen Freiherrn von Marschall.

parlamentarischen Rednerbühne vorstellen, als auf der Kanzel, auf der doch meine Kinderaugen ihn noch schauen durften.

Die Dilthey untergebenen Geistlichen (er war bis 1864 Dekan) hatten seine freundliche und humane Art zu rühmen, und auch mit Theologen anderer Denkungsart verkehrte er aufs freundlichste (siehe Diebrücker Chronik von Ferdinand Wilhelmi). Mit seinem Kollegen von der katholischen Kirche stand Dilthey stets im bestem Einvernehmen. Und vielleicht dürfte es den heutigen Gegnern der Simultanschule zu denken geben, daß wir ganz gute Protestanten und unsere Mitschüler ganz gute Katholiken waren, trotzdem der katholische Amtsbruder bei der Taufe von Diltheys jüngster Tochter der Gesellschaft fröhliche Lieder zum besten gab, wenn nicht gar Duette mit der glücklichen Taufmutter sang, was er jedenfalls öfters getan hat.

Mit seinem fürstlichen Schüler und Herrn verband Dilthey warme Freundschaft, und gar mancher Abend fand die beiden in der von Tabaksdunst erfüllten einfachen Studierstube des Mosbacher Pfarrhauses in eifrigem Gespräch. Oft mußte Dilthey den fürstlichen Freund auf seinen Erholungsreisen begleiten. Noch im Frühjahr 1866 ging er mit zur Kaltwasserkur nach Gräfenberg. Als in der kritischen Zeit sich dort schon die Depeschen jagten, stand Dilthey im schroffen Gegensatz zur sonstigen Umgebung des Herzogs allein mit seiner politischen Meinung, mit seinem heißen Bemühen, den Landesherren zur Neutralität zu bewegen. Vielleicht haben die Aufregungen jener Stunden den Grund gelegt zu seiner Todeskrankheit. Schon in Gräfenberg traf ihn ein leichter Schlaganfall. Die Katastrophe des unglückseligen Bruderkrieges, die zwischen Fürst und Diener eingetretene Entfremdung und endlich das schwere Schicksal seines Fürsten haben das Ende des treuen Dieners beschleunigt. Maximilian Dilthey starb am 29. Juli 1867.

10. Wilhelm Dilthey und seine Geschwister.

Maximilian Dilthey war vermählt mit Laura Geuschkel, einer Tochter des Hildburghäuser Kapellmeisters Peter Geuschkel, der als Lehrer der Herzogin Luise, einer Hildburghäuser Prinzessin, im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nach Wieblich gekommen war. Der Ehe entsprossen vier Kinder. Die älteste Tochter Marie verheiratete sich in sehr jungem Alter mit dem Baumeister Adolf Lade in Wiesbaden. Die Ehe war leider keine glückliche, und bald kehrte die junge Frau mit ihrem kleinen Töchterchen ins Elternhaus zurück. Diese Tochter lebt heute als Witwe des früh verstorbenen Historikers Ludwig Weiland in Göttingen und ist Mutter zweier bereits erwachsener Kinder. Bili, die jüngste Tochter des Hauses, war jedenfalls eine populäre und gerngesehene Erscheinung in allen Mosbacher Bauernhäusern und lebte als wilde Hummel noch lange in der Erinnerung der biederen Bauern fort, sodaß, als sie schon längst eine Frau Geheimrätin war — sie verheiratete sich mit dem Philologen Hermann Usener in Bonn —, einmal ein alter Baueremann fragte: „Ist die Bilt noch so wild?“

Hermann Usener, gleich den Diltheys ein Kind des Nassauer Landes — er stammt aus Weilburg —, ist im vergangenen Herbst zu seinen Vätern heimgerufen worden. Mit der Familie und mit der Bonner Hochschule trauern viele, auch über den Kreis seiner Schüler hinaus, um den großen Gelehrten. Er war eine jener seltenen reinen Persönlichkeiten, denen zu begegnen, man immer als eine Gunst des Schicksals ansehen darf, eine jener Naturen, die das Auge unverrückt auf ferne, edle Ziele gerichtet, unberührt vom Schmutz des Alltagslebens ihre Straße ziehen dürfen. — Hermann Usener war ein unermüdlicher Forscher nicht nur auf dem Felde der eigentlichen Philologie und Sprachwissenschaft — er hatte in Bonn den Lehrstuhl Friedrich Nitschs inne —. Ein ernster Wahrheitsfinder

nach den Anfängen und dem tiefsten Grunde der Religion und aller religiösen Kultusformen, steht er auch auf religionsgeschichtlichem Gebiet — ein siegreicher Bahnbrecher — wohl unerreicht. Useners Name lebt in drei Söhnen und bereits einem Enkelkinde weiter, während in Useners Wissenschaft der Gatte der einzigen Tochter, der Heidelberger Professor Abrecht Dieterich, in seinem Geiste weiterstrebt.

Carl Dilthey, Wilhelms jüngerer Bruder Carl wurde geboren am 18. März 1839. Ihn, der als Kind schon von zarter Gesundheit war, hätte sein Vater gern in der Laufbahn eines Forstbeamten gesehen; aber auch ihn zog es mächtig zur Wissenschaft. Wie sein Bruder, verbindet auch er mit der tiefen und weiten Gelehrsamkeit eine feine und künstlerische Empfindung; aber ein kargeres Erbteil an Lebenskraft, an Lebensgunst und Lebenskunst hat seine Arbeit nicht gleich fruchtbar werden lassen. Als Philologe und Archäologe in Breslau und Bonn gebildet, ließ er sich nach reichen, nur durch die Kunde von seines Vaters Tod getrübteten Reisejahren in Hellas und Rom in Bonn als Privatdozent nieder, wurde nach wenigen Jahren als Professor der Archäologie nach Zürich, dann 1878 als Professor der Philologie nach Göttingen berufen, wo er nach Friedrich Wieseners Tod den Lehrstuhl der Philologie mit dem der Archäologie vertauschte und wo er im eigenen Hause sich ein behagliches Junggesellenheim geschaffen hat.

Eine aufopfernde und gesegnete Lehrtätigkeit, nur allzuoft im Kampfe mit Schwankungen der Gesundheit, mußte im Verein mit einer sich selbst nicht leicht genügenden Kritik eigenes Schaffen hemmen und manche begonnene Arbeit im Pult zurückhalten, die hoffentlich die Erntezeit des Lebensherbstes noch zum Abschluß und ans Licht bringe, zum Nutzen mannigfaltiger Gebiete der Altertumswissenschaft, vor allem wohl der dem Gelehrten, in tiefem Einverständnis mit seinem Schwager Usener, besonders am Herzen liegenden Religionswissenschaft. Bei

seinen dahingehenden Forschungen hat ihn das Suchen nach altem Volksglauben und naiven Religionsbegriffen bereits frühe auf das Gebiet der Sage und des Märchens geführt und ihn zu jenem trefflichen Erzähler gemacht, dem wir Kinder schon in seinen Studentenjahren in traulicher Dämmerstunde andachtsvoll lauschten.

Wilhelm Dilthey wurde geboren am 19. November 1833 zu Mosbach¹⁾ in dem alten Pfarrhause, das sich von den umgebenden Bauernhäusern kaum durch etwas anderes unterscheidet, als durch den Wappenschmuck des Klosters Oberbach, dem einst die Pfarrei zugehört hatte, wie denn auch die vielen geräumigen Scheuern — es sollen deren dreizehn gewesen sein — dazu gedient haben mögen, den reichen Zehnten des Klosters aufzunehmen, Scheuern, die später in größtenteils unheimlicher Leere den Pfarrkindern und ihren Genossen zum Tummelplatz fröhlicher Spiele dienten; dicht neben dem Totenacker und über dem unterirdischen Gang, der von dem Pfarrhaus zur alten Burgruine im Park und von da zum Kloster führen soll. Ob er es tut, haben auch die Pfarrbuben nicht ergründen können, da ihrem Wissensdrang und Forschungstrieb von altem Gestein und Geröll gar bald ein Ende gesetzt wurde, als sie in den Gang einzudringen versuchten.

Wilhelm Dilthey besuchte zuerst die Volksschule seiner Vaterstadt, dann die Privatschule des Kandidaten Bernhard, des späteren Leiters des Weilburger Gymnasiums, der schon damals, vor sechzig Jahren, die vielerörterte Frage der Koedukation praktisch erprobte, indem er Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtete. Später wanderte der junge Dilthey auf demselben Wege zum Wiesba-

¹⁾ Für solche Leser, die nicht geborene Nassauer sind, sei hier bemerkt, daß man unter Mosbach den nördlichen Ortsteil von Weibrich a. Rh. versteht und zwar den früher bedeutenderen, während der südliche, das eigentliche Weibrich, seine heutige Blüte erst dem Aufschwung der Industrie seit Ende der sechziger Jahre verdankt.

dener Gymnasium, wie vor ihm jener andere Weibricher, dem sich dieser Schulweg zu der reizenden Novelle Abendfrieden verklärt hat.

Schon als Knabe und Jüngling berechnete Wilhelm zu den schönsten Hoffnungen. Das läßt sich lesen aus den vergilbten Briefen der Großmutter, das Klang aus dem Ton, mit dem einmal ein alter Schulkamerad Dilthey's nach ihm fragte, ein Schulkamerad, der nach fünfzig Jahren von Amerika herüberkam, um zu sehen, was aus seinen früheren Schulfreunden — Knaben wie Mädchen — geworden war. Und auch die Zerstreutheit des Knaben und der geringe Wert, den er auf äußerlichkeiten legte, waren ja im Volksglauben die sicherste Gewähr für künftige große Gelehrsamkeit. Nach absolviertem Gymnasium bezog Dilthey die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Als er das erste theologische Examen bestanden hatte, hielt er in der alten Mosbacher Pfarrkirche seine erste Predigt, nach welcher Kirchenrat Schulz in Wiesbaden der betagten Großmutter schreiben durfte: „Ich freue mich, daß Gott Ihnen die Freude gewährt, einen Enkel zu besitzen, der so große Hoffnungen bereits erfüllt hat, zu größeren berechtigt und der eine Stierde der ganzen deutschen Kirche zu werden verspricht.“

Wenn der alte nassauische Geistliche sich auch in der letzten Behauptung geirrt hat, so haben sich doch die Hoffnungen in anderer Weise erfüllt. Schon in Heidelberg hatte Dilthey unter Runo Fischer Philosophie getrieben; in Berlin setzte er, während er fleißig philologische und historische Vorlesungen hörte, diese Studien unter Adolf Trendelenburg fort, machte nach abgelegtem Staatsexamen sein Probejahr am Grauen Kloster unter Nießling, arbeitete dann in Berlin als Privatgelehrter und habilitierte sich schließlich an der dortigen Universität, nachdem sein Landesherr vergeblich in mehrstündiger Audienz versucht hatte, den jungen Gelehrten dem nassauischen Gebirgsstaate zu erhalten.

Im Jahre 1866 folgte er einem Rufe nach Basel, 1868 nach Kiel, 1871 nach Breslau, um dann endlich 1882 wieder nach Berlin zurückzukehren, wo er noch heute lebt. Für das, was Wilhelm Dilthey der Wissenschaft, was er seinen Schülern und Freunden ist, hat vielleicht sein nächster Kollege, Professor Stumpff, an seinem siebenzigsten Geburtstag den glücklichsten Ausdruck gefunden: „Für viele und mannigfache Gaben sind wir Ihnen tief verpflichtet, der eine für Ihre wissenschaftlichen Schöpfungen, der andere für künstlerische Anregung, der dritte für akademische Unterweisung, alle ohne Ausnahme für die Einsetzung einer reichen, warmen, ganzen Persönlichkeit.“ Und wer Dilthey einmal gesehen und gehört hat in seiner Vorlesung, wo er in dem, was er lehrt, den ganzen Menschen gibt, der versteht diese Worte.

Literarisch hervorgetreten ist er wohl zuerst mit seiner Doktorarbeit über Schleiermachers Ethik, mit kleinerem Essais über Lessing, Novalis, Hölderlin u. s. w. Einem größeren Kreise wurde er bekannt durch die Herausgabe von Schleiermachers Briefen, 1861, und durch seine Schleiermacherbiographie, von der 1870 allerdings nur der erste Band erschien. 1883 folgte der erste Band der Einleitung in die Geisteswissenschaften, 1890 Belege zur Lösung der Frage vom Ursprung des Glaubens an die Realität der Außenwelt und sein Recht. Dazwischen war er eifrig beschäftigt mit der Leitung einer kritischen Kantausgabe und beteiligte sich lebhaft an den Arbeiten der Leibnizforschung.

Zahlreiche, in den verschiedensten Zeitschriften verstreute, oft unter einem Pseudonym erschienene Aufsätze legen Zeugnis ab von der Vielseitigkeit oder, wie Ludwig Stein es ausdrückt, „Allseitigkeit“ seiner Interessen. Wilhelm Dilthey, „der Philosoph der historischen Schule“ (Ludwig Stein) steht durch tiefe Studien und kongeniale Anlage der romantischen Schule und ihren Vertretern nahe. Nicht nur Friedrich Schleiermacher, dem Romantiker unter

den Theologen, gilt ein Teil seiner Lebensarbeit; auch in die Dichter der Romantik, wie Novalis und Hölderlin, hat er sich tiefvoll versenkt, — in vergangenen Jugendtagen und heute, wo er diese Arbeiten wieder aufgenommen in einem Bande geistvoller Essais, die zu Weihnachten erschienen sind. Doch der Zug der Romantik scheint mir weniger das Erbeil seiner Väter, als vielmehr mütterliches Erbeil zu sein. Führt uns doch der Hildburghausener Kapellmeister Johann Peter Heuschkel unmittelbar zur Romantik, zur Romantik in der Musik, zu Carl Maria von Weber, dessen erster Lehrer Heuschkel war, wie er auch den Enkel einführte, in die Welt der Musik.

Für die Musik hat Dilthey immer ein feines Ohr gehabt, sie ist ihm stets Freude und Erholung gewesen, so daß schon der Zwanzigjährige einer Klavierschreibung konnte:

„Die Musik ist mir immer die liebste Kunst . . . Das Theater ist schon mehr in den Hintergrund getreten. Auch die Oper macht mir so keine Freude als die Instrumentalmusik. Da ist die Musik der Fesseln los, die ihr die Worte, auch die poetischsten anlegen, und man fühlt sich nicht zwischen der Welt der Innerlichkeit und der Lust am Sehen hin- und hergezogen. Ich weiß nicht, wie ich dir die Welt schildern soll, die da dem Gemüt aufgeht.“

Und wie ein anderes Mal der Jüngling schrieb: „Eins nur, liebe Bertha, laß mich noch zu meiner Herzerbauung erzählen. Ich habe gestern Wachs Passionsmusik gehört, und ich lebe noch in der Entzückung über diese himmlische Musik.“

so hat der Siebzigjährige andachtsvoll gelauscht, wenn Sabine Lepsius, die Gattin des Künstlers, der sein Bild malte, ihm Wachs vorspielte. Und wenn die Sitzungen ihm nie zur Last, sondern zur Lust und zum Genuße wurden, so hat das der alte Sebastian mit seinen Fugen gefügt. Doch nicht nur die Kunst der Töne fesselt Wilhelm Dilthey, auch den Werken der Dichtkunst bringt er das feinste künstlerische Verständnis entgegen. Und schließlich dürfen wir ihn selbst Künstler nennen, „Sprachkünst-

ler“ mit Ludwig Stein, „Arbeitskünstler“ mit Hermann Noth und im letzten Grunde Lebenskünstler wie Wilhelm von Humboldt, Lebenskünstler in der harmonischen Durchbildung der eigenen Persönlichkeit, in der Harmonie auch der äußeren Lebensatmosphäre; Lebenskünstler, der seine Tage hindringt inmitten des gewaltigen unruhigen Lebens der Großstadt, in intensiv geistiger Arbeit im Hause, in gedankenvollen Spaziergängen im Grunewald; ein Idyll lebend wie einst der Gatte Karoline von Dacherödens in Tegel. Und wenn dabei in energischer Selbstbehauptung einige goldene Rücksichtslosigkeit des lebenswürdigen Mannes mit unterlaufen, so hat sich die Gesellschaft mit seinen Freunden längst daran gewöhnt, wie einst das Breslauer Publikum sich daran gewöhnt hat, auf dem Biergersteig in einer der belebtesten Straßen der schlesischen Hauptstadt einen Umweg zu machen, wenn er in heftigem Gespräch mit seinem Freunde, dem Grafen York, die Straße sperrte und den Verkehr hemmte.

In seinem Familienleben ist Wilhelm Dilthey sehr glücklich. In seiner Frau, Käthe, geb. Müttmann, hat er die treue Gefährtin seines Lebens gefunden, — nicht jene Sabine, die der Zweizwanzigjährige gleich nach dem Erscheinen des Freitagschen Romans einer bräutlichen Cousine als das Ideal der deutschen Frau hinstellt, vielleicht, indem er mit dichterischen Anempfinden noch Unausgesprochenes in sie hineinlegt, — aber jedenfalls die Frau, die sein feines künstlerisches Empfinden versteht und teilt, die Frau, die mit der immer sich gleich bleibenden Heiterkeit eines sonnigen Gemütes sein Leben erhellt und seine Seele erquickt, während die älteste Tochter, als guter Hausgeist bemüht ist, der zarten Mutter die Sorgen des Alltagslebens möglichst fernzuhalten.

Die Frauen haben in Wilhelm Dilthey's Leben, wie in dem jedes Gemütsmenschen — und Dilthey ist Gemütsmensch —, immer eine Rolle gespielt, von

einer vier Jahre älteren Cousine ab, mit der den Studenten ein jahrelanger, geistig anregender Briefwechsel verband, bis zu seinem jüngsten Töchterchen, das er sich wie die älteste zur Vorleserin heranhilft und dessen musikalisches Talent er mit ganz besonderer Freude sich entfalten sieht. Dem Bildungstreiben der Frau steht Wilhelm Dilthey sympathisch gegenüber; gehört sein Name doch zu denen, die einst, als Helene Lange die ersten Berliner Gynasiakurse für Frauen ins Leben rief, mit unter dem Prosopete standen. Und hat er doch lange, lange, ehe unsere höhere Mädchenschule sich etwas von Verfassungskunde und Wirtschaftsgefühle träumen ließ — die neuen Lehrpläne bringen hoffentlich den Traum seiner Erfüllung näher — solche Kenntnisse, wenigstens in leisen Anfängen, eingefügt in den Bildungsgang einer Nichte, deren Privatunterricht er aus der Ferne mit Anteilnahme verfolgte und beeinflusste.

Dilthey hat ein feines Verständnis für die Frauen, und sein kleiner geistvoller Essay in der deutschen Rundschau über Anna von Selmholtz ist gewiß eines der schönsten Gedankblätter, das je einer Frau vonseiten eines bedeutenden Mannes geschrieben worden ist.

Offenlich ermöglicht die größere Muße und Konzentration, die dem greisen Gelehrten geworden ist, seit er sich von seinen Vorlesungen frei gemacht hat, zu der Liebe seiner Jugend, zu Schleiermacher zurückzukehren und der Welt den sehnlichst erwarteten zweiten Band zu schenken, auf daß das Wort seines Freundes Hermann Grimm zu schanden werde, der da glaubte, bei der Kaufe von Dilthey's einzigem Sohne in die Worte ausbrechen zu müssen: „Armer Junge, der du dazu bestimmt bist, alle zweiten Bände deines Vaters zu schreiben.“

Auf diesem Sohne steht die ganze Zukunft des Geschlechtes. Er, der äußerlich mehr dem Großvater als dem Vater gleicht, folgt in seinem Beruf

den ältesten Ahnherren und studiert Jura. Möge er des Beispiels seiner Ahnen immer eingedenk sein. Möge es ihm gelingen, allen völker- und familienpsychologischen Erfahrungen zum Trost, zu beweisen, daß das alte Geschlecht noch nicht im Niedergehen begriffen ist.

